

Konsekration der Welt, das Durchscheinen des Göttlichen in allen Dingen, allen Menschen, allen Situationen. Mitten in allem, was existiert, will Gottes verwandelndes Licht durchscheinen.



**Als Original geboren -
und dann Kopie?**
Auf dem Weg zum mir Gemäßen

„Wie kommt der Karlfried durch den Dürckheim durch?“ Mit dieser hintergründigen Frage umschrieb Graf Dürckheim einmal seine Lebensperspektive. Es gebe ganze Sippen von Dürckheims, sein Ziel bleibe, daraus diesen einmaligen Karlfried zu entwickeln. Die früh vollendete Theresa von Lisieux (1873-1897) kleidet ihr spirituelles Ziel in den Gebetsruf: „Ich will dich preisen, Gott, mit 'meinem' Gesicht.“

Als Original geboren - und dann Kopie

„Der Mensch wird am Du zum Ich“

(Martin Buber)

In unserer persönlichen Werdegeschichte sind Lebens- und Glaubensentwicklung miteinander verwoben. Ihre Spuren und Stadien werden meist erst im späteren Rückblick entdeckt. Vier Jahrzehnte Tätigkeit in der Erwachsenenbildung haben mir gezeigt, wie stark die biographischen Koordinaten unsere Erfahrungen, Verhaltensweisen und Entscheidungen beeinflussen, meist unbewußt, dafür umso wirksamer. Da Glauben nicht primär Fürwahrhalten von Sätzen meint sondern Sich-Einlassen auf Begegnung, kommt den menschlichen Beziehungserfahrungen von Kindheit an eine Schlüsselrolle zu. Sie sind die prägenden Muster, die eine Gottesbeziehung ermöglichen oder verhindern. In Beziehungen suchen wir Erfüllung, Glück und Geborgenheit, und das auf Dauer. Wir wehren uns gegen Auseinandersetzungen, Krisen und Verletzungen, die uns zugemutet werden, weil der/die andere eben »anders« ist. Wir können zutiefst erschrecken vor chaotischen Abgründen, auch in der eigenen Seele. Trotzdem offen und neugierig zu bleiben für und in Beziehungen, das hält uns auf dem Weg der Entdeckung und Annäherung, stärkt die Fähigkeit, zur reifen Liebe zu kommen, sich zu binden unter immer weniger egoistischen Bedingungen. Zugleich lauert stets auch die Gefahr der Gewohnheit und die Versuchung, den anderen als sicheren Besitz zu vereinnahmen. *"Ich kenne dich doch"* ist ein geradezu tötendes Wort, weil es den anderen in meine Schubladen einsperrt und der eigenen Angst vor Veränderung unterwirft. Dies kann das weitere Wachsen und Reifen verhindern und den Anfang vom Ende einläuten. Daran sterben Menschen, - und Götter - weil Beziehun-

gen nur in der Entwicklung lebendig bleiben. Stillstand ist tödlich.

Bestimmte Kategorien und Botschaften prägen früh und dauerhaft unsere Entwicklung: das Geschlecht mit den für Mann oder Frau typischen Tabuisierungen, der Familienkodex, Kultur und Religion, das gesellschaftliche Umfeld mit seinen Bewertungen und Zuschreibungen. Sie liefern das Skript, das »Drehbuch« zum eigenen Lebensfilm, in dem wir Mühe haben, als »Regisseur« die Regie zu führen. Ein traditionelles Milieu hat durchaus seinen Stellenwert für den Lebensstart. Der amerikanische Franziskaner Richard Rohr weist darauf hin, daß im Grunde jede leidenschaftliche Existenz mit einem gewissen »Fundamentalismus« anfängt. Erst von dieser Grundlage aus wächst sie dann, wenn es gut geht, allmählich in eine größere Reife, in komplexeres Sehen und Denken hinein: *„Die Psyche des Menschen braucht ein bestimmtes Gesicht, ein Stück festen Boden, vor allem in den ersten Lebensjahren. Man fängt sein Leben nicht gleich als Liberaler an, sondern zunächst bedarf es einiger Grenzen, fester Vorgaben, Kriterien und sogar absoluter Überzeugungen, und sei es nur, um einen Stachel zu haben, gegen den man ausschlagen kann“* - ja muß! Wenn dies unterbleibt, wird ein Erwachsenen-Infantilismus gefördert; man schwört auf Produktnamen ohne zu merken, daß es sich um Attrappen handelt. Nicht an der Befreiung zum eigenständigen Individuum zu arbeiten, kann dahin führen, eines Tages erschrocken zu erleben, wie wir Sprüche, Methoden und sog. Grundsätze wiederholen, gegen die wir als Jugendliche so heftig protestierten. Johannes vom Kreuz betrachtet auch den Verlust religiöser »Gewißheiten« keineswegs als eine Art Unfall, vielmehr als etwas Gesundes und Notwendiges. Nur wer seine hergebrachten frommen Sicherheiten ver-

loren habe, sei fähig zur Begegnung mit dem lebendigen Gott.

Männer halten aufgrund der stärkeren Tabuisierung ihrer Gefühle persönliche Erfahrungen vielfach unter Verschuß. Die Zurückhaltung von Kriegsheimkehrern, ihren Frauen und Freunden von den aufwühlenden Erlebnissen zu erzählen, belegt dies eindrucksvoll. *"Doch wie's da drin aussieht, geht niemand was an"* (Lehar: LAND DES LÄCHELNS). Priester sprechen selten über persönliche Erfahrungen. Tief eingepägt hat sich mir ein Erlebnis während der Ausbildung zum Bibliodrama-Leiter. Wir (fast ausnahmslos Priester und Pastoraltheologen) hatten uns im Bibliodrama intensiv in die Gotteserfahrung des Moses am brennenden Dornbusch vertieft und warteten auf unseren Leiter (Dr. Willi Bruners) zur Auswertung. In wenigen Augenblicken dieser Pause kippte das Erlebte, wir glitten ab in Witzeleien, weil wir die eigene Betroffenheit nicht aushalten konnten. Bruners erkannte sofort die Situation und beschämte uns mit seinem Hinweis, daß Theologen über zwei Themen nicht sprechen mögen: über ihre Gotteserfahrungen und ihre Sexualität.

Die Französin Madeleine Delbrêl (1904 - 1964) spricht in ihrer Biographie (VON DER ATHEISTIN ZUR MISSIONARIN DER STRASSE) vom *„Köfferchen, in dem sich das Wort Gottes von den Theologen bis zum Ende der Welt tragen läßt, ohne sich selbst jemals davon berühren zu lassen. Das Bad im Evangelium verdunstet bereits im Handtuch.“* Erst Berührung und Erschütterung der eigenen Seele machen zu wirklichen Zeugen des Lebens wie des Glaubens. Wenn Glauben, Hoffen und Lieben verwaltet werden, sterben sie. Leben braucht die Mitteilung des Erlebten. Haben deine Erfahrungen dir zum Leben geholfen, dich froh oder traurig gemacht? Davon ohne zudringliche Neu-

gier zu erfahren, schafft Nähe und Solidarität. Wir besitzen nur, was wir teilen. Dabei hat jede Alters- und Entwicklungsstufe ihren eigenen Zugang zum Leben wie zum Glauben, ihre eigenen Bilder, ihre eigene Sprache und Ausdrucksformen. Das macht den Unterschied zwischen *„es ist so“* und *„ich erlebe es so, du darfst an anders erfahren.“*

Umleitungen

Autofahrer mögen keine Verzögerungen. Umleitungen kosten nur Zeit und Nerven. Selbst ein Navigator kann dabei irritiert werden. Auch spirituell strebsame Menschen bevorzugen die *"via direttissima"* himmelwärts. Elternhaus, Internat und Noviziat hatten mir als wichtigste Regeln mit auf den Weg gegeben: Stets nach vorn schauen, sich an bewährte Traditionen halten, in den Schuhen großer Vorbilder gehen, möglichst keine Fehler machen, und wenn, - nach dem Fallen immer wieder aufstehen. *"Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg!"* Bei einem Perfektionisten meiner Art kommt das gut an. Ich wußte ja auch, wenn es mal schief gegangen ist, kann man nach jeder guten Beichte wieder von vorn anfangen. Wenn sich das nur nicht so schrecklich oft wiederholen würde! Wo ein Wille ist, ist noch lange kein Weg!

Das hohe Ideal Priester zu werden kann leicht darüber hinwegtäuschen, daß auch nach der Einkleidungsfeier bei einem frommen Novizen der »alte Adam« und der »neue Mensch« im geistlichen Gewand unter einer Decke stecken. Wie fängt man es an? Muß der »Alte« hinaus, damit der »Neue« Platz hat? Gibt es für beide ein versöhntes Miteinander oder ewigen Kampf mit wechselndem Kriegsglück? Nein - keine Kompromisse! Keine Umleitungen! Die Kirche braucht kompromißlose Mitarbeiter: *"Keiner, der die Hand an den Pflug legt und nochmals zurückblickt, taugt für das Reich Gottes"* (Lk 9,62). Irgendwann kommen auch wir Geweihten wieder im Alltag an. Wenn wir das Glück haben, inzwischen weder Workaholics noch Alcoholics, weder Depremierte noch Überich-Idealisten geworden zu sein, kann die Stunde der Wahrheit schlagen und der Weg der Berufung neu betreten

werden mit den Fragen im Gepäck, für deren Gewicht wir »beim ersten Durchgang« noch nicht reif waren. *"Beim Auszug muß alles mit, das Erhabene und das Erbärmliche, die Sündenvergangenheit und die großen Hoffnungen, die gemeinsten und heftigsten Triebe. Alles muß durch das Feuer hindurch ... Gott will ein leibhaftiges Wesen vor sich sehen, das weinen kann, schreien unter den Wirkungen seiner läuternden Gnade ... Er will ein menschliches Wesen vor sich sehen, sonst hätte seine Gnade nichts zu verwandeln; das wirkliche Wesen wäre entwischt."* (Jean-Yves Raguin).

"Umwege erweitern die Ortskenntnis." Das gilt für Wanderstrecken und Lebenswege, die man zunächst nicht gehen will. Warum? Weil sie nicht in das Bild passen, das wir selbst oder andere sich von uns und vom Weg gemacht haben. Verzögerungen und Umwege haben ihre Vorteile. Wir sehen auf einmal blühende Vorgärten und spielende Kinder. Rote Ampeln schenken uns die Zeit, einem Vogel beim Trinken aus der Pfütze zuzuschauen. Was bieten Schnellstraßen dagegen? Asphalt, Leitplanken und Blechlawinen bis zum Horizont. Umwege und Beschädigungen können sich als wirksame Hilfe entpuppen. Sie machen aufmerksamer für das Leben im Hier und Jetzt. Aus Umwegen und Verzögerungen kann ein neues Sehen erwachsen, auch eine vorher nicht gekannte Kraft für "ja" und "nein". Die Nicht-Geradlinigkeit bringt uns der Wahrheit näher, wer wir sind und was Gott für uns bereit hält auf den bisher wenig geschätzten Nebenstrecken, die nun auf der inneren Landkarte den grünen Beistrich erhalten als »besonders reizvolle Landschaft«.

Warum ist ein spätes „Ja“ nach Krisen und Wendeschleifen um so viel fruchtba-

rer als das Verharren in frommer Beständigkeit? Scheitern kann hellhörig und empfänglicher machen, auch dem Unfertigen in uns zu vertrauen, wenn es authentisch ist. „*Des Lebens Ruf an uns wird niemals enden*“ (Hermann Hesse). Im Leben und im Glauben fängt man immer wieder von vorne an, mit denselben Fragen und Gefühlen, auch mit denselben Zweifeln. Eine einzige Nachricht in der Tageszeitung genügt, oder ein Film, ein Buch, ein Gespräch - und man steht wieder hilflos da mit seinem Glauben und "*weiß nicht, ob er für diese Welt eine Nummer zu groß oder eine Nummer zu klein ist*" (Christian Schuler). Jede Grausamkeit auf Erden ist möglich, ohne daß jemand ihr Einhalt gebietet, auch Gott nicht.

Mann und Frau - und Zölibat

Im Juni 1987 ließ ich mir von Rudolf F. ein Horoskop anfertigen. Ich hatte mich zuvor länger mit Sinn und Unsinn von Horoskopen auseinandergesetzt und wußte, daß es nicht um Vorhersagen oder gar Vorherbestimmung, Wunsch- oder Warnbotschaften auf dem Niveau der Regenbogenpresse geht, sondern um symbolhafte Abbildungen und Zeichen des Lebens. Die Menschen der Bibel gingen nachweislich selbstverständlicher und vor allem verstehender mit den Zeichen des Himmels um als wir kritisch-gebildete (oder in diesem Fall auch weniger gebildete) Theologen. Es gibt genug alte Kirchen, in deren Gewölbe die Sternzeichen noch einen festen Platz hatten, z. B. im westfälischen Wormbach.

Rudolf hatte mich nie zuvor gesehen. Er notierte lediglich Datum, Zeit und Ort meiner Geburt. Nach drei Tagen hatte er ein mehrfarbiges Bild von der Konstellation der Gestirne zum Zeitpunkt meiner Geburt angefertigt. Er besprach das »Material« mit mir bei laufendem Tonband, das ich zur Nacharbeit mitnehmen konnte. Es gab noch einige Rückfragen von seiner Seite zu meiner Lebensgeschichte, im wesentlichen hörte ich zu. Die Abschrift des Tonbands ergab elf eng beschriebene Schreibmaschinenseiten. Im Rückblick nach 19 Jahren kann ich wegen der gewonnenen Einsichten von einem für mich „*historischen Ereignis*“ sprechen. Im Abschnitt 'Verhaltensspannungen' erfahre ich: „*Venus gilt als der gegengeschlechtliche Planet. Dieser zeigt an, wie du zu Frauen stehst. Dir begegnen sehr viele Frauen. Du findest Frauen in der Welt, sie kommen dir entgegen. Wenn du aus dem Fenster schaust, siehst du Frauen. Du liebst im Grunde auch starke*

Frauen und die Lebenskraft, die aus ihnen spricht. Interessant ist, wofür du die Begegnung brauchst. Du brauchst das Lebendige, das dir entgegenkommt, um dich selbst in deiner Lebendigkeit zu stützen. Im Grunde ist es eine Ego-Geschichte. Du nimmst die Frauen, damit es dir gut geht. Du vernaschst sie eigentlich, du verlebst die Begegnung."

Ich kann und will dem nicht widersprechen, zumal die anfänglich fast ausschließlich moralische Wertung dieser Thematik zunehmend einem wertfreien Wahrnehmen und Verstehen Platz gemacht hat. Letztendlich hat mich das zu der ersten Frau in meinem Leben zurückgeführt, zu meiner Mutter, allerdings weniger zu der realen als zu der verinnerlichten Mutter, dem Mutterbild, das sich im Leben stärker erweist als die reale Mutter. Deshalb beinhaltet die Auseinandersetzung auch nicht primär Kritik an meiner Mutter oder ihrem Verhalten. Sie hat mir ein wichtiges Lebensthema als Aufgabe hinterlassen, ein anderes als mein Vater. Das von den Eltern und ihren (nicht zu beurteilenden) Defiziten überkommene Thema zeigt eine wichtige Richtung des eigenen Reifungsweges an.

Der Vorstellung der eigenen Männlichkeit liegt als Auslöser oft die mütterliche Einstellung zugrunde. Meine Mutter trug eine gewisse aggressive Aversion gegen das Männliche in sich, ihr selbst nicht bewußt, aber für mich spürbar. An meinem Vater lobte sie fast ausschließlich die nicht-männlichen Tugenden. In mir - und zuvor schon in meinem nach 3 Wochen verstorben älteren Bruder gleichen (!) Vornamens - bekam sie einen »kleinen Mann«. Aber als Mann wurde ich nicht so recht akzeptiert, die Männlichkeit mußte versteckt werden, dann war ich liebenswert und brav. Wer sich als Kind schuldig fühlt, männlich zu sein, flüchtet in eher

weibliches Verhalten, macht sich brauchbar, übernimmt Verantwortung und erntet dafür Zuwendung und Lob.

Das alles ist "erlösbar", wie Rudolf sich ausdrückte. Es führte in mir zu einer Überlänge der Pubertät mit zahlreichen aber meist vergeblichen Versuchen, die Akzeptanz meiner Männlichkeit von meiner Mutter zu erzwingen. Heftige Szenen endeten meist mit dem letzten mütterlichen Trumpf: *"Du bringst mich noch ins Grab."* Spätere Begegnungen mit Frauen deute ich heute als immer wiederholten Versuch, sie zur Hingabe und damit Bestätigung meiner Männlichkeit zu verlocken, m. a. W. aus ihnen die eigene Mutter zu machen.

Der Durchbruch zur Männlichkeit, die Definierung zum eigenen Geschlecht, blieb bis weit ins Erwachsenenalter unklar. Die Studien- und Ausbildungsjahre auf dem Weg zum Priesterberuf bündelten alle Energien hin auf dieses große Ziel. Das Ansehen dieses Berufes im Umfeld von Familie, Verwandtschaft und Heimatgemeinde, die »hohe Ehre«, wirkte verstärkend. Für den Kopf und die Vorstellung der Zukunft stellte das Zölibat kein besonders Problem dar. Was andere geschafft haben ... Totale Fehleinschätzung! Nachdem das Ziel der Weihe erreicht war und die Feier der Primiz hinter lag, holte mich das Thema bald wieder ein. Rudolf hatte gut gearbeitet und im Horoskop gesehen: *"Da kommen Frauen wahrscheinlich stärker ins Spiel."*

Damit hatte wohl schon der heilige Dominikus zu tun. Den um sein Sterbebett versammelten ersten Dominikanern gestand er, sich stets lieber mit jungen Frauen unterhalten zu haben *"als mit euch, geliebte Brüder"*.

Ich habe die Pflicht des Zölibats eher schlecht als recht eingehalten und wußte lange Zeit nicht warum. Als ich es wußte, war die Lebensmitte längst überschritten. Und da ich mit vollem Herzen Priester und Seelsorger war und bleiben wollte, führte der Weg über einen schmalen Grat. Die Frauen in meinem Leben haben das immer respektiert, nur einmal hat eine den erfolglosen Versuch unternommen, mich aus dem Beruf wegzulocken. Hätte es die Möglichkeit gegeben, als Priester verheiratet zu sein, wäre das sicher meine Entscheidung gewesen, was aber noch überhaupt nichts über Fähigkeit oder Unfähigkeit zu partnerschaftlicher Dauerbindung aussagt. Auch darin bin ich eher ein »Spätberufener«.

Mein Plädoyer geht entschieden dahin, die Entscheidung zum Zölibat der freien Wahl der Kandidaten anheimzustellen. Die rechtlich verpflichtende Übernahme für alle ohne Ausnahme ist nicht nur äußerer Zwang. Sie birgt auch die Gefahr in sich, den persönlichen Reifungsprozeß dem beruflichen Amt nachzuordnen, was für die Persönlichkeitsentwicklung wie für die Seelsorge fatale Folgen haben kann. Es ist nicht zu übersehen, daß manche fleißig ihres Amtes walten, jedoch im Umgang mit Menschen den »Pascha« nicht ablegen können und zur Seelsorge viel an Inhalten aber wenig von sich selbst einbringen. Wichtige kommunikative Fähigkeiten werden nun einmal zwischen den Geschlechtern erlernt, in Zuwendung wie Reibung, in Zugehörigkeit wie Abgrenzung, in Schuld wie Vergebung.

Die Dunkelziffer derer, die den Zölibat versprechen (müssen) und ihn dann nicht halten (können), dürfte beträchtlich sein. Erstaunlich ist, in welchem Maße »Verhältnisse« der Geweihten den Gemeindegliedern bekannt sind und als »Privatangelegenheit« toleriert werden,

wenn Gottesdienste und Seelsorge in der Gemeinde lebensfördernd und mitbeteiligt gestaltet werden. Die ehelose Lebensform des Weltpriesters wird von einem Teil der Gemeinden deshalb abgelehnt, weil sie nicht frei gewählt werden kann, sondern an das Amt gekoppelt ist. Das Volk Gottes hat teilweise bereits Ein- bzw. Umstellungen vollzogen, die der Hierarchie noch bevorstehen. In meinem nicht gerade geringen Bekannten- und Freundeskreis erfahre ich ein ganz selbstverständliches Umgehen mit dieser Thematik und hohe persönliche Akzeptanz.

Das Schreiben der Glaubenskongregation ÜBER DIE ZUSAMMENARBEIT VON MANN UND FRAU IN DER KIRCHE UND IN DER WELT" (2004) weicht erfreulich ab vom üblichen rigiden Stil. In dem dargestellten Menschenbild wird die Frauen-Emanzipation positiv bewertet, befreiend auch für Männer. Selten hat ein Kirchentext in den letzten Jahren so offen die Zusammenhänge von Leiblichkeit, Sexualität, Erotik, Personalität und Liebe angesprochen. *„Die Geschlechtlichkeit kennzeichnet Mann und Frau nicht nur auf der physischen, sondern auch auf der psychologischen und geistigen Ebene und prägt ihre Ausdrucksweisen. Sie ... ist eine grundlegende Komponente der Persönlichkeit, sie ist eine ihrer Weisen zu sein, sich zu äußern, mit den anderen in Kontakt zu treten und die menschliche Liebe zu empfinden, auszudrücken und zu leben.“* Ältere religiöse Tendenzen zur Leibfeindlichkeit werden damit deutlich relativiert. Johannes Röser kommentiert (in: CHRIST IN DER GEGENWART) *„Die Polarität des Geschlechtlichen bereichert die geistig-geistliche Welt bis hin zur Gottesfrage. Die Liebes-Beziehung kann die Beziehung des Menschen zu Gott dynamisieren. Die Gottesbeziehung verlebendigt die eheliche, die sexuelle Partnerschaft.“* Auch das Leben zwischen Mann und Frau kann zum Symbol Gottes werden.

Die Annäherung an neuere Einsichten der Biologie wird allerdings in diesem Dokument verlassen zugunsten einer überkommenen Typologie, damit der Ausschluß der Frauen vom Priesteramt weiterhin begründet bleibt. Was man symbolisch gewahrt sehen möchte, ist allerdings naturwissenschaftlich nicht zu halten. „Gott sah, daß es gut war“ (Gen 1,31). Dies sagt der Schöpfungsbericht von allem Geschaffenen ohne Einschränkung. Biologisch-genetische Gründe für den Ausschluß der Frau von leitenden Diensten in der Kirche sind nicht zu vermitteln.

Allerdings wird die Debatte über das Zölibat leider oft recht einseitig und vordergründig geführt, als ob die Verpflichtung der Priester zur Ehelosigkeit die eigentliche Krise der Kirche sei. Niemand gebe sich der Hoffnung hin, die Aufhebung der Zölibatspflicht führe einen neuen Frühling herauf. Die Theologie selbst, das Gottes- und Kirchenbild, das Selbstverständnis des Christentums bedürfen der Reform. Die für Priester verpflichtende Ehelosigkeit ist in der Tat eine dringend zu lösende Frage. Dies aber nicht aus dem Vorurteil heraus, alle zölibatär Lebenden seien frustrierte und unreife Persönlichkeiten.

Selbst Sigmund Freud und mit ihm heutige Psychologen und Psychotherapeuten bestätigen, daß es sehr wohl möglich ist, auch ohne ausgelebte Sexualität ein reifer Mensch als Mann wie als Frau zu sein und sexuell-erotische Energien zu sublimieren. Hinreichend viele und angesehene Persönlichkeiten in Wissenschaft, Kultur und Politik bestätigen das. Die Frage ist eher, ob die uneingeschränkte Verpflichtung aller Priester zum Zölibat eine ganzheitliche Reife verhindert und eine uneingeschränkte Verfügbarkeit produziert, die aber in der seelsorglichen Begleitung

anderer ein unverantwortbares Risiko darstellt.

Der Schriftsteller und evangelische Pfarrer Jörg Zink zieht für seine Kirche eine erfreuliche Bilanz: *"In der evangelischen Kirche beobachte ich beglückt, wie viel Lebendigkeit, neue Spiritualität, neue theologische Gedanken, Bilder und Kräfte, wie viel Gestaltungskraft und produktive Phantasie in die Praxis des geistlichen Amts in der Evangelischen Kirche hereingekommen ist dadurch, dass es in ihr Pfarrerinnen und Bischöfinnen gibt. Ich traure der alten Männerkirche keinen Augenblick nach."* (in: CHRIST IN DER GEGENWART IM BILD).

Sein katholischer Kollege, der verstorbene Pfarrer Hans Albert Höntges, formuliert es so: *„Eine Gemeinde braucht eine kompetente Leitung und nicht einen 'Reiseleiter' aus der Nachbarschaft. Wenn zu wenig zölibatär lebende Priester zur Verfügung stehen, ist es doch wohl ein Zeichen der Zeit, den Zugang zum Amt auch verheirateten Männern und Frauen zu öffnen. Ich kenne genügend, die kompetent sind. Also: öffnet den Zugang zum Amt. Leitung muß nicht ein zölibatär lebender Mensch sein - nur kompetent muß er sein. Aus Liebe zur Kirche werden wir das offene Wort dazu nicht scheuen.“*

Sexueller Mißbrauch

Die zahlreichen Fälle von offenkundig gewordenem sexuellem Mißbrauch durch Priester sieht die österreichische Sexualtherapeutin und Psychologin Rotraud Perner zu Recht nicht in einem grundsätzlichen Zusammenhang mit dem Zölibatsproblem. Der irische Theologe Eamonn Conway vermutet allerdings (in der Zeitschrift CONCILIUM), daß es unterschiedlich wirksame Theologien und kirchliche Strukturen gibt, die in dieser Problematik von Bedeutung sein können. Mindestens 50% der klerikalen Täter seien selbst einmal Opfer sexuellen Mißbrauchs gewesen. Ein Amtsverständnis, das vor allem die sakrale Würde und die geistige Vollmacht des Priesters betont, kann leicht zu dem Mißverständnis führen, daß dieser sich souverän als von Gott Bevollmächtigter begreift und sich daher einer Auseinandersetzung mit persönlichen Reifungsprozessen mehr oder weniger entzieht.

Nach Meinung von Dr. Helga Peterle, Beraterin im Erzbistum Köln, stiehlt sich die Kirche(nleitung) zu oft aus der Verantwortung. Sie sanktioniert das Thema, setzt die »Bösen« vor die Türe und stellt auf diese Weise scheinbar Glaubwürdigkeit wieder her. Der »Dreck« werde einfach von der eigenen Türe vor die Tür des anderen befördert. Die Frage bleibt offen, welche Lehren die Kirche aus diesen Entgleisungen zieht. Mit finanzieller Entschädigung der Betroffenen ist das Problem selbst keineswegs bearbeitet.

Umgang mit den Ausgeschiedenen

Der Wiener Pastoraltheologe Paul Zulehner beklagt, daß die Kirche im Unterschied zu anderen Organisationen zu wenig Selbstreinigungskraft besitzt. Dies wird auch daran deutlich, die aus dem priesterlichen Dienst Ausgeschiedenen immer noch als »Abgefallene« zu etikettieren. Es ist ein Skandal, daß Anträge auf Laisierung über Jahre in Rom einfach ignoriert und nicht beantwortet werden. Lehrverbote werden den Betroffenen über ihren Bischof oder Abt zugestellt, Lehrverfahren zielen weniger auf klärenden Dialog als auf Widerruf. Zusammenleben mit Grenzgängern ist unüblich weil verunsichernd. Der »Schutz der Gläubigen« liefert die stets willkommene Begründung.

Gerade jene aus dem priesterlichen Dienst Ausgeschiedenen, die nach fundierter Auseinandersetzung und Zurüstung in pädagogische oder psychologische Berufe gewechselt haben, sollten von der Kirche als Wissende und Erfahrene geschätzt und gehört werden. Sie können einiges beisteuern zur Klärung jener Neurosen und narzißtischen Verhaltensweisen, die den Kern vieler Störungen ausmachen. Aber gegenüber »Weggegangenen« hat man noch immer starke Berührungängste und Vorbehalte. Die Reaktionen auf die Einladung von Prof. Hans Küng zum Ulmer Katholikentag und sein Podiumsgespräch mit Kardinal Lehmann illustrieren dies deutlich. Kardinal Meissner stellt in diesem Zusammenhang die provozierende Frage, ob »Unkirchlichkeit« die Voraussetzung sei, um zum Katholikentag eingeladen zu werden. Es ist bekannt, daß Küng sich bewußt entschieden hat, in der Kirche zu bleiben und sich aus ihr heraus und im Dialog für Reformen zu engagieren. Kardinal Lehmann betont seinerseits, daß

man trotz der Differenzen nicht den Eindruck erwecken sollte, Küng könne kein Gesprächspartner sein. *"Die Gemeinsamkeit, die in vielen Fragen besteht, ist gerade heute wichtig. Es kam mir auch darauf an, durch das Gespräch in aller Öffentlichkeit darzulegen, daß wir einem solchen Disput nicht ausweichen. ... Es war und wäre nicht in meinem Sinn von Theologie, ihn wie einen Aussätzigen zu behandeln."* (In: Christ IN DER GEGENWART).

Der Kölner Generalvikar hält es für *"zutiefst problematisch"*, ein Buch von Hans Küng in das Literaturverzeichnis des Handbuchs CHRISTLICHE BEGRIFFE ERKLÄRT für Mitarbeiter in Caritas-Altenheimen aufzunehmen. Selbst wenn man konform geht mit den vom Lehramt zurückgewiesenen Aussagen Küngs, bleibt sein Verdienst für die Kirche unbestritten. Es geht nicht an, nach dem Prinzip »pars pro toto« (ein Teil für das Ganze) das gesamte Werk oder gar die Person mit dem Etikett »Unkirchlichkeit« abzustempeln. Es erinnert mich an das bissige Wort eines Franzosen: *"Katholiken wollen nicht nur selbst mit der ewigen Seligkeit belohnt werden; sie legen vielmehr größten Wert darauf, daß alle anderen auch ihr Fett abbekommen."* Ich wage die Vorhersage, daß manches von Küng aufgerichtete Fragezeichen die Kirche in der Zukunft noch beschäftigen oder gar erschüttern wird. Schon Thomas von Aquin stufte das »argumentum autoritatis« als das schwächste Argument ein.

Die Geburt vollenden Sterben - ein Akt des Lebens

„Kein erfülltes Leben ohne Sterbebewußtsein, keine Bewältigung des Sterbens ohne die Liebe zum Leben.“ Was der Theologe Hans Küng als Postulat formuliert, bringt der Psychologe A. Tausch auf den gleichen Punkt: *„Erst wenn wir die Wirklichkeit des Todes annehmen, können wir in Wahrheit beginnen zu leben.“* Leben ist das Ziel, Sterben der Weg. Solche von Theologie oder Philosophie plakativ verdichtete Maximen reifen meist nur langsam zu Einsichten, oft durch leidvolle Erfahrungen.

Abschiedliche Existenz

Unser Alltag ist voller Abschiede, die uns oft nicht als ein «Scheiden» bewußt sind, schon gar nicht als eine Einübung des Sterbens. Ständig nehmen wir Abschied von etwas: vom Jungsein, von der Schule, von Reisen, vom vollen Haar und Gebiß, von einem Tag oder einem Gesprächspartner. Einschneidend kann der Abschied von einer Wohnung sein, einem Beruf, unserer Gesundheit, einer Liebe, von den Kindern. Manche Abschiede erledigen wir als Routine, andere gehen ans Herz, sind dramatisch oder gar tragisch. Oft lassen wir unseren Abschiedsgefühlen weder Zeit noch Raum, weil die Energie schon auf den nächsten Start gerichtet ist. So wird der Trauerprozess «übersprungen». Über andere Abschiede kommen wir lange nicht hinweg, sind gebunden an den Schmerz, können oder wollen nicht neu beginnen. Hesses viel zitiertes Wort „*nimm Abschied und gesunde*“ macht uns aufmerksam, daß Neues nur werden kann, wenn Altes geht. Aber nicht einfach dahingeht, sondern wirklich losgelassen wird. Wir gesunden demzufolge mehr an der Kunst des Verabschiedens als an den guten Vorsätzen für einen Neuanfang. Vor der Entscheidung für das Neue liegt das schmerzvolle Scheiden vom Alten.

Abschied nehmen und neu anfangen macht auch Angst, weil Altvertrautes verlorengeht und wir unbekanntes Neuland betreten. Hannelore Krollpfeiffer hat mir für manche Zusammenhänge den Blick geöffnet (in: DIE KUNST, ABSCHIED ZU NEHMEN), zugleich aber auch bewußtgemacht, daß es für diese Kunst keine allgemein gültige Gebrauchsanweisung gibt. Besonders der „*Abschied von Illusionen*“ ist für mich ein Langzeitthema geworden. Gelegenheiten zur Übung des Loslassens

brauchen wir nicht zu suchen, die Situationen des Alltags sind die beste Schule, illusionäre Vorstellungen zu entlarven und unsere Energie in angemessene Ziele zu investieren. So wächst nach und nach ein Gespür dafür, wie jede Erfahrung des Loslassens das Leben fördert und zugleich Einübung des Sterbens ist.

Die erste Erfahrung des Sterbens ist unsere Geburt. Mit dem Abschied vom Mutterschoß beginnt jener Prozeß, den wir Leben nennen, in dem Abschied und Neubeginn sich vielfältig aneinanderreihen und gegenseitig bedingen. Unsere Geburt endet nicht damit, daß wir als Neugeborene das Licht der Welt erblicken. Sie setzt sich fort durch zahlreiche «Geburtskanäle» des Lebens und wird erst im Tod vollendet. Schmerzen des Loslassens sowie Freude und Glück über neues Leben geben sich geradezu die Hand. Auch der Schmerz ist Leben. Wer ihn fühlen kann, der lebt, intensiv sogar. Ohne Schmerz keine Geburt, ohne Geburtsschmerz keine Lebensfreude! Psychologen betonen das Axiom: jede Angst ist Todesangst. Dem ist eine ergänzende Sicht hinzuzufügen: jede Angst ist auch Lebensangst. Es berührt mich immer wieder, wenn Menschen bis hinein ins Erwachsenenalter (noch) nicht die Grundentscheidung gefällt haben, wirklich leben zu wollen, weil sie den Wachstumsschmerz, den Preis für das Loslassen von Lebensillusionen nicht zahlen wollen. «Sich das Leben nehmen» verstehe ich auch in einem positiven Sinn: das Angebot zu leben wirklich annehmen und realisieren, um daraus das mir Mögliche zu machen.

„Wo denn gehen wir hin?“

fragt der romantische Dichter Novalis und antwortet selbst: *„Immer nach Hause“* - eine zweifache Antwort. Sie verweist uns in die Richtung, aus der wir gekommen sind, zugleich aber auch auf ein Lebensgesetz, das keine Ausnahme duldet. Es geht um eine lebenslängliche Schwangerschaft, die uns jeden Tag der Vollendung der Geburt näher bringt. Wir sind damit gewarnt, uns in der Gemütlichkeit des eigenen Heims und den Burgen der Gewohnheit einzumauern. Was wir Leben nennen, ist ein Durchgang. Diese Sicht hat nichts mit Verachtung des Irdischen zu tun, im Gegenteil: wertvoller kann Erdenleben nicht gedacht werden.

Erstaunlich ist, welche starke Beachtung angesichts des Sterbens die Frage nach dem »Wohin« unseres Lebens findet gegenüber dem deutlich geringeren Interesse am »Woher«. Dabei könnte die Angst vor dem endgültigen Verlust des individuellen Ich im Einswerden mit Gott doch Erleichterung erfahren angesichts der Tatsache, daß es ja auch vor meiner Zeugung dieses steuernde Ego nicht gegeben hat. Dennoch war mein Leben bereits »vorhanden« vor Anbeginn der Welt, in den Ratschlüssen Gottes, sich in diesem Menschen eine einmalige, wenn auch vergängliche Form zu schaffen. *„Schon bevor er die Welt erschuf, hat er uns vor Augen gehabt“* (Eph 1,4). Was im ewigen göttlichen Bewußtsein schon existierte, um einmal in der Zeit aus der Leerheit in die Form hervorzutreten, wird diese Form wieder verlassen. Das nennen wir Sterben und wir teilen das mit allen geschaffenen Wesen. Warum genügt uns nicht, eine einmalige wenn auch vergängliche Inkarnation des Göttlichen zu sein? *„Geboren wird immer nur der Herr“* lesen

wir in der BHAGAVAD-GITA (*„Gesang Gottes“*), einer heiligen Schrift des Hinduismus. Wir denken zu klein und zu kurz von uns selbst, wenn unser Leben nur in der Spanne zwischen Geburt und Tod gerechnet wird. Dann ist Leben immer zu kurz, ganz gleich, ob es 3 Tage oder 98 Jahre dauert. Wenn der Sinn unserer Existenz von langer oder kurzer Erdenzeit abhängt, vergeht der Sinn spätestens mit dem letzten Atemzug. Ein Sinn, der wirklich tragen soll, muß vor meiner Geburt angelegt sein und den Tod überdauern. Letztlich können wir den Verlust unserer Ego-Struktur im Sterben nur dann annehmen, wenn eine größere Existenz erwartet werden darf. Wir leben nicht unser eigenes Leben, sondern das Leben Gottes. Wir sind die Form, die er wirkt und trägt. *„In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir. Wir sind von seiner Art“* (Apg 17,28).

Die Bibel hält dafür sprechende Bilder und anschauliche Umschreibungen bereit, die aber keine Beschreibungen sein wollen (Himmel, Ewige Stadt, Neues Jerusalem, Thronsaal Gottes, Mahlgemeinschaft, Reich Gottes). Bilder sind keine Handlungsanweisungen, sondern Fenster zu der hinter ihnen verborgenen Wirklichkeit. Leider wird das *„Ewige Leben“*, von dem die Bibel spricht, häufig mißverstanden als ein Leben nur nach dem Tode. Das Ewige Leben war immer da (in der Vergangenheit), ist immer da (in der Gegenwart), und wird immer da sein (in der Zukunft). Es ist reine Gegenwart ohne Zeit, auch hier und jetzt und in jedem Augenblick gegebene Wirklichkeit, die unsere gesamte Existenz umfaßt. Jesus nannte sie *„Vater“*, weil er sie als Urgrund letzter Geborgenheit erlebte, auch in der Einsamkeit seines Sterbens. Es bleibt eine der folgenschwersten Einschränkungen der christlichen Lehre, das Ewige Leben auf die Zeit nach dem Tod zu verkürzen. Jesus hat deutlich davon gesprochen:

„Das Ewige Leben besteht darin, dich zu erkennen und deinen Sohn“ (Joh 17,3). Das Ewige Leben ist demnach: erkennen wer Gott ist und damit erkennen wer wir sind. Es ist also eine Frage unseres erkennenden Bewußtseins hier und jetzt, ob wir uns «drinnen» oder «draußen» vorfinden. Auf die Frage „Sag mir, wo der Himmel ist“ antwortet ein Lied: „Wir sind mitten drinnen.“ Jesus hat allerdings keinen Zweifel daran gelassen, womit wir uns selbst am Eintritt hindern. „Wer sein Leben retten will, wird es verlieren, und wer es verliert, wird es retten“ (Lk 17,33). Hilfreich finde ich die Unterscheidung von Graf Dürckheim zwischen dem „großen Leben“ (= Biblisch: das Ewige Leben) und dem „kleinen Leben“ des Ego.

Communio - die letzte Verwandlung

Wenn wir genau hinschauen und unsere Gefühle aufmerksam wahrnehmen, erleben wir bei unserer Auseinandersetzung mit dem Heimgang zugleich Faszination und Furcht. Auch wenn wir über Jahre Meditation oder Kontemplation üben und die Einheit mit Gott herbeisehnen, bleiben zugleich Ängste vor diesem Einswerden, weil wir den Verlust der Individualität oder Person fürchten. Diese Vorbehalte liegen im emotionalen Bereich. Jeder Versuch intellektueller Erklärung scheitert und kann eher noch die Täuschung nähren, sich etwas vorstellen zu können; es gibt nichts zu »erklären«. Eher führen Bilder und Bildvergleiche weiter in die Erfahrung. *„Als mein neues Leben begann, sah ich, daß meine Seele mit Gott vereinigt war. Sie lebte noch. Sie war noch da. Aber sie verlor sich jeden Tag mehr, so, wie ein Fluß, der sich im Ozean verliert, sich zuerst in ihn ergießt, so, daß er sich vom Meer noch unterscheidet, bis er sich allmählich in das Meer selbst verwandelt und er mit ihm nur noch ein einziges Meer wird. Ich habe das an meiner Seele erfahren, wie Gott sie allmählich in sich selber aufnimmt, ihr ihre Eigenheit nimmt und ihr das Seine mitteilt.“* (Jeanne Marie Guyon 1648-1717).

In der Annahme des Sterbens wandelt sich auch das, was wir im allgemeinen Sprachgebrauch Gebet nennen. *„Das ist so, wie wir eines Tages unseren Atem oder das Klopfen unseres Herzens und das Pulsieren des Blutes entdecken können. Beten können wir nicht lernen, wie wir eine Fremdsprache lernen. Das wahre, ursprüngliche Beten, nicht die von außen übernommene Formel und nachgesprochene Phrase, dieses Beten müssen*

wir entdecken als eine Regung unseres eigenen Wesens. Sie gehört schon immer zu uns. Schon immer haben wir damit gelebt, aber vielleicht haben wir jahrzehntelang nicht darauf geachtet und sind uns seiner noch nie bewußt geworden. Hätte es nur für wenige Minuten ausgesetzt, so wären wir gestorben.“ (Bernardin Schellenberger)

Werner Bergengruen (1882-1964) warnt davor, mit allzu menschlichen Vorstellungen an die Frage heranzugehen, was uns denn jenseits der Todeslinie erwartet. Auch manche Religionen sind nicht frei davon, den Menschen die Fortsetzung ihrer individuellen Geschichte zu versprechen, in der Ewigkeit als ins Unendliche verlängerte lineare Zeit interpretiert wird, in der auch irdische Beziehungen «irgendwie» fortgesetzt werden. Wenn Jesus verspricht: *„Ich werde euch wiedersehen und euer Herz wird sich freuen“* (Joh 16,22), steht hinter dem Trost dieses Bildes eine Realität, die sich ereignen wird, aber eben diese Realität, nicht das Bild, mit dem er sie uns angekündigt und sinnhaft «vor Augen» stellt. Gott wird auch für uns einmal *„alles in allem sein“* (1Kor 15,28). Wer dorthin gelangt, wird nichts Irdisches vermissen. Bei Pierre Teilhard de Chardin findet man einen Gedanken, der einen zunächst erschreckt wegen seiner ungewohnten Sicht, dann aber auch ein Gefühl der Erleichterung vermittelt: *„An sich beunruhigt mich, um es ehrlich zu sagen, das Problem eines persönlichen Überlebens wenig. Wenn nur die Frucht meines Lebens in einem Unsterblichen eingeholt wird, was bedeutet es dann für mich, ob ich mir egoistisch dessen bewußt bin und mich dessen erfreue? Ganz ehrlich, meine persönliche Seligkeit interessiert mich nicht: Zu meinem Glück genügt es, daß das Beste meiner selbst für immer in ein Schöneres und Größeres als ich eingehe.“*

Die Einübung: lassen und sich überlassen

Der Weg Abrahams (Gen 12,1 ff) begann mit der Lösung aus den drei klassischen Bindungen: Land (Gesellschaft, Kultur), Verwandtschaft (soziales Netz, Sozialisierung) und Vaterhaus (familiäre Bindungen, Vorstellungen und Normen). Auch Jesus fand in der Ablösung vom familiären und traditionell-religiösen Rahmen sein neues Selbstverständnis und göttliches Selbstbewußtsein, absolute Freiheit und totale Offenheit für das *„was der Vater mir gegeben hat. Niemand kann es meiner Hand entreißen“* (Joh 10,29). Wenn wir nach und nach den Anspruch loslassen können, das Leben, die Situationen, die Herausforderungen mit fester Faust «in den Griff» zu bekommen und stattdessen die Hand für das hier und jetzt Gegebene öffnen, ist das die beste Einübung ins Sterben. Der feste Griff bezeugt eine Gewalt, die den Fluß des Lebens blockiert, das gesunde Wachstum permanenter Kontrolle unterwirft und sich damit letztlich gegen uns selbst richtet. Von Anthony de Mello stammt die Frage: *„Was kann einer tun, um jetzt glücklich zu sein?“* Seine erstaunliche Antwort: *„Nichts! Es ist nichts zu tun, man muß etwas lassen.“*

An die Tabuisierung des Sterbens in der Gesellschaft haben wir uns gewöhnt. Auch in privaten Beziehungen wird das «heiße Eisen» gemieden. *„Über alles können wir sprechen“* - wirklich? Paare versprechen sich Treue *„bis der Tod uns scheidet“*, aber *„bis“* dahin lassen wir das Thema ruhen. Das verdrängende Schweigen ist umso erstaunlicher, als es oft Menschen mit dem gleichen Credo sind. Religiöse Überzeugungen werden auch zwischen Kirchgängern wenig kommuniziert. Umso wichtiger ist es, beizeiten einige Men-

schen des persönlichen Vertrauens zu finden, denen wir unsere Gefühle angesichts Krankheit und Schmerz, Alter und Gebrechlichkeit, Abschied und Alleinsein zeigen können. Unsere Empfindungen und Emotionen sind ein besonders kostbarer Bereich unseres Lebens. Wer sich vom Schmerz und den Zukunftsängsten berühren läßt, ist lebendig. Es geht dabei um mehr als die Einstellung zu veränderten Lebensbedingungen im Alter. Es geht um jene letzten tiefen Wünsche und Sehnsüchte, die gerade in der Phase des endgültigen Abschieds vehement aufbrechen und einen verständnisvollen Menschen brauchen, der die Hoffnung auf Erfüllung mit uns teilt. Es bleibt Geheimnis, ob das Leben uns in den letzten Tagen und Stunden hilfreiche Begleiter zuführt, oder auch nicht. Entscheidender ist, ob in «guten» Tagen Abschied und Sterben willkommene Themen sind.

Ich sehe mehr als einen «Zufall» darin, daß mir gerade jetzt am Ende dieses Kapitels der neue CHRIST IN DER GEGENWART ein Gebet von Wilfrid Stinissen vorlegt (aus: EWIGKEIT MITTEN IN MEINER ZEIT):

„Vater, die Zeit ist deine zarte, väterliche Umarmung, die uns zu dir trägt. Sie ist ein stiller Strom, der ruhig dahinfließt und unstörbar die Richtung beibehält. Es gibt keinen Weg, dem Gang der Zeit zu entkommen. Wir sind in ihrem Griff gefangen, der uns entschlossen zu dir führt. Ständig neue Augenblicke strömen über uns mit der Botschaft von deiner Unendlichkeit. Du hast uns in die Zeit hineingeboren, damit wir deine Tiefen erreichen sollten, die springende Quellen ohne Ende sind. Wachsen zu können, zu dem, was immer mehr ist, ist das innere Geheimnis der Zeit, und das Jetzt ist dein treuer Diener, der die Pforte der Ewigkeit öffnet.

Vater, lehre uns, daß wir uns in Freiheit und Liebe der tragenden Kraft der Zeit ergeben. Hilf uns, ihren tiefen Gehalt zu sehen, und daß deine Liebe sowohl Ursprung als auch Ziel ist.“



Epilog

Am Ende bestätige ich eine Erfahrung, wie sie der ungarische Schriftsteller Imre Kertész mitteilt: *"Man schreibt als ein glücklicher Mensch. Schreiben können Sie nur von der Fülle. Schreiben können Sie nicht vom Jammer. Wenn man schreibt, erlebt man, wie sich das eigene Leben steigert. Das ist ein Plus, und das kann man nur machen - Form, Kunst - aus Freude."*

Diese Freude hat etwas mit Sinn zu tun, mit dem »roten Faden«, den das Leben in unerwarteten Varianten entwickelt. Entwickeln meint freilegen, befreien vom Garn der eigenen Vorstellungen, damit unter den Fäden der goldene Kern zu leuchten beginnt. Alles kommt darauf an, im Vertrauen und in der Hoffnung zu stehen, damit auf der Schaukel zwischen Wahl und Führung ein friedvolles Einverständnis wächst.

Wieder liegt die Welt im Fußballfieber, wie beim Start vor zwei Jahren. Das deutet, wer will. Meine Reflexionen waren dem Wortsinn (lt. Duden) folgend ursprünglich *„rückbezüglich“*, also als Rückblick gedacht. Sie sind im Verlauf des Schreibens zu Wegweisern in eine Zukunft geworden, deren Quintessenz darin liegt, daß sich die Vorstellung eines von uns getrennten Gottes nicht länger halten läßt. Das hat Folgen für die theologische Position und die persönliche Spiritualität. Es gebietet Umdenken und Akzentverlagerung in Seelsorge und Erwachsenenbildung, weil nur das verantwortlich und wirksam vermittelt werden kann, wovon ich selbst überzeugt bin. Und der Mut, Ungewohntes wie Unbequemes lauter zu denken, ist gewachsen.

Wählen und Geführtwerden im Leben erweisen sich rückblickend als zwei Seiten der gleichen Medaille. Die schon im Vorwort angesprochene Perspektive, daß wir des Weges geführt werden, den wir wählen, ist geradezu der *«rote Teppich»* zum Weitergehen. Irgendwann verstand ich, warum mich die Bibelstelle Joh 21,18 schon immer beunruhigte und dann zu meiner Lieblingsschriftstelle aufrückte: *„Als du jung warst, hast du getan, was du wolltest, und du hattest deine eigenen Ziele. Im Alter aber wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich binden und führen, wohin du nicht willst.“*

Auf meinem Schreibtisch steht ein gegürteter Petrus aus Ton, gerade mal 12 cm groß, in den eine Teilnehmerin die Schmerzen ihres Exerzitienprozesses gebrannt hat. Eines Tages mußte der nach Ausweis der Bibel schon öfter Gefallene noch zusätzlich durch Unachtsamkeit einen Sturz vom Schreibtisch erleiden. Er hat ihn nach Behandlung mit Sekundenkleber überlebt und schaut mich jeden Morgen freundlich an, wenn ich mein Büro betrete. Manchmal entzünde ich, während der PC sich warm läuft, meinem Petrus ein Teelicht an. Dann zwinkert er mir besonders herzlich zu: *„Mach weiter, man fällt immer aufwärts. Gottes Sekundenkleber hält in Ewigkeit.“*

Bruno Schäfer

Zweite Halbzeit mit Verlängerung ■

Reflexionen am Meilenstein 75

